

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 13

Artikel: Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vertrauen. Auch sie war nämlich schwer blind. Das Elend in der Künstlerzelle, der frühe Tod des Gatten und nun noch die Trennung vom einzigen geliebten Kind, das alles brach ihre schwachen Kräfte und ihr feines, stilles Leben. Als der Knabe drei Jahre alt war, starb auch seine Mutter. Hans Streno hatte sie eigentlich nie recht gekannt. Er wusste nicht, was Elternliebe ist. Er schloss sich seinen Pflegeeltern und Kameraden gegenüber nie an. Sicher ist, dass ihn in der zartesten Kindheit seelische Wunden versetzt wurden, die seinen durch Veranlagung ohnehin schwierigen Charakter noch mehr verhärteten. Mürrisch und misstrauisch hielt er sich von allen Menschen fern.

Nur einen einzigen Menschen fand er, dem er alles bedeutete und der für ihn alles blieb: fast zu gleicher Zeit wurde auch ein anderer Waisenknabe in die Erziehungsanstalt aufgenommen. An seinen Namen kann ich mich nicht erinnern. Hans Streno nannte ihn stets nur Fin. Im Charakter waren beide ähnlich. Fin allerdings etwas weniger misstrauisch und zurückhaltend. Immerhin sprachen beide nur wenig vor andern Leuten. Beide Knaben zeigten eine ausgesprochene Begabung für Musik. Fin trieb in der Anstalt eine alte, nicht mehr einwandfreie Geige auf. In sechs Jahren spielte er darauf kleine Lieder, natürlich auswendig und dazu noch heimlich, da er von Noten nichts wusste. Denn in der Anstalt wurde sehr darauf geschickt, dass die Zöglinge nicht etwas „Unnützes“ trieben. Und Streno lernte eben so heimlich auf einem alten Harmonium die Tasten drücken. Als er einmal zum Klavier kam, war er nicht mehr davon abzubringen. Er wurde vom Klavier wie von einem Magneten angezogen. Verbote und Strafen halfen nichts. So kam es, dass die beiden mit zehn Jahren in der Anstalt Konzerte gaben.

Es galt für als ausgemachte Sache, dass sie Künstler wurden und dereinst konzertierend die Welt durchzögen. Allein der Erziehungsanstalt hatte andere Pläne mit ihnen vor. Erstens wurde die dicke Freundschaft wenig geschätzt, und zweitens sah man es direkt als Sünde an, die Zöglinge zu einem andern als zu einem ausgesprochenen Brothandwerk hinzuleiten. Jede künstlerische Betätigung wurde ohnehin nur als Tagelöhneri gewertet.

Eines Tages, die beiden Jungen zählten vierzehn Lenzte, traf sie ein fürchterliches Gebot: von jetzt an durften sie nur noch an den Sonntagen gemeinsam eine Stunde musizieren. Zudem wurden sie von den Lehrern aus sogenannten pädagogischen Gründen mit allen möglichen Mitteln getrennt. Das ertrugen sie nicht. Eines Tages waren sie verschwunden. Der Polizei gelang es nicht, ihnen auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Wochen wurden sie endlich entdeckt, als sie in einer fremden, mehrere Tagesreisen entfernten Stadt gemeinsam musizierten. Ihre elenden Kleider verrietten sie; denn der kleine Musikerverdienst wurde fortwährend glatt aufgeessen. Die Nichte brachten sie meistens in Ställen oder auf dem Heu zu. Zum Glück war es Sommer. Wie Verbrecher wurden die Knaben in die Anstalt eingeliefert und wie Verbrecher bestraft. Sie wurden einige Tage richtig eingekerkert, und zwar jeder für sich in einem dunklen Loch. Fin soll stundenlang geschlachtet und geschrien haben. Streno habe keinen Laut von sich gegeben; seine dunklen Augen suchten die Mauer zu durchbohren, hinter der sein Freund liegen musste.

Die Folgen dieser Strafe fielen zumgunsten der Erzieher aus: Acht Tage später waren die beiden wiederum verschwunden. Diesmal ging es lange, bis man etwas von ihnen wusste. Erst nach Monaten wurden sie in den Bergen gesehen. Und erst im

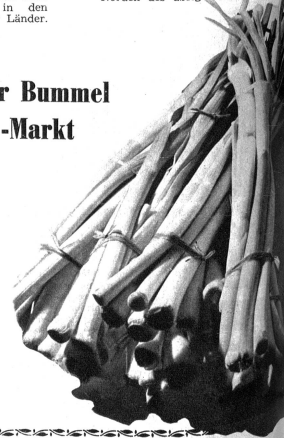
Der Salat ist ein sehr dehnbarer Begriff. Es gibt viele Dinge, die wir als Salat essen. Hier reden wir von den Pflanzen, deren saftige grüne Blätter genossen werden. Wir haben auch hier aus dem Altertum einzelne vesprenge Ueberlieferungen und damit die Gewissheit, dass auch dort diese grüne Pflanze bekannt war. Ob und wie sie gegessen wurde, ist uns leider nicht mit stichhaltigen Erläuterungen bekannt. Erst im Mittelalter begann man die Salatpflanzen gebührend zu schützen und der starke Anbau der Salate in italienischen Klöstern gibt hinlänglich Aufschluss über deren Kultur. Es waren dann auch die Mönche selbst, die für den Export sorgten, und wir treffen diese Pflanze auch bald hernach in den klösterlichen Siedelungen anderer Länder.

Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt

Die Frage nach der Ernährung ist heute besonders aktuell, zumal man entdeckt hat, dass entgegen der bis anhin geltenden Lehre, noch nicht alle Nahrungsmittel bekannt sind, die zur Aufrechterhaltung des Stoffwechsels erforderlich sind. Indessen pflanzt der Mensch schon seit der Steinzeit Gemüse an: Wir kennen zum Beispiel Linen, Bohnen, Moorrüben seit mehr als 4000 Jahren. Schon die Pfahlbauern in der Schweiz haben diese Gemüskultur gehabt. Nun gibt es aber zunächst eine grosse Anzahl anderer Gemüsearten, die aus fremden Ländern erst allmählich zu uns gebracht und hier zur Kultur gezüchtet wurden.

Spätherbst, als die Kälte hereinbrach, gelang es der Polizei, die beiden Jungen zu erwischen. Jetzt waren es aber keine Knaben mehr, sondern Jünglinge, halbreife, verwilderte Burschen. In der Erziehungsanstalt für Kinder war ihres Bleibens nicht mehr. Sie wurden in Zwangserziehungsanstalten eingeliefert, selbstverständlich getrennt. Und zum drittenmal brannten sie durch, um gemeinsam die Freiheit zu erleben, zu wildern und vorab zu musizieren. Der Winter trieb sie in eine andere Stadt. Da erhielten sie vor allem einen Einblick in das Leben und Treiben der untersten Schichten. In Tingeltanzeln spielten sie auf. In Spelunken übernachteten sie. Sie trennten sie sich. Ihre Freundschaft war kein kindliches Schwärmen mehr, sondern ein blutiges ernstes Zusammenstehen, Zusammenleben,

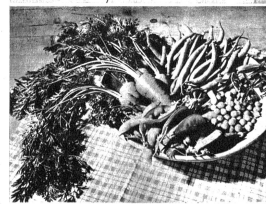
Den Kohl kannten bereits die Griechen und Römer. Von den Aegyptern haben wir davon keine Nachricht. In Rom aber empfand man ihn als „allerbesten Gemüses“, als sehr gesund und wohlschmeckend. Die Zubereitung unterschied sich wahrscheinlich sehr wenig von der heutigen. Finesse: Fette und Gewürze waren römischen Gemüses erhöhten. Es gibt eine ganze Anzahl Kohlsorten, wobei insbesondere in der Blumenkohl die berühmteste Kulturerrung hat. Der Blumenkohl wurde schon im alten Orient angebaut, kam aber erst im späten Mittelalter nach Italien und noch später erst in den nördlichen Norden des übrigen Europas.



Zusammenschaffen. Mit einer heiligen Begeisterung spielten sie dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft ihre Weisen vor. Die lusternen, gemeinen Dirnen, die nach den hübschen, verwilderten Jungen saugten, gewahrten sie kaum. Sie hörten auch nicht auf die Worte der Landstreicher, die in ihrer allerhöchsten Nähe Tausend und Schenke schlürften. Sie sahen keine andere Menschen an; sie sahen nur sich und hörten nur ihre Musik. Es muss allerdings eine seltsame Zigeunermusik gewesen sein. Noten kannten sie immer noch nicht; von den Meistern der Tonkunst hatten sie keine Ahnung, denn auch der Klang ihr Musizieren, wenn auch verwildert, voll Inniigkeit und biederer Jugendkraft. — Ihre Musik hatte sie weder dem verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin

Die Spinat hat seinen Start sehr frühzeitig in Persien. Dort wurde unter dem Namen Ispany angebaut. Indien, wo er seine Kultur erhielt, nannte man ihn Isfany. Von dort wanderte er über Kleinasien und Syrien und war dann auch die Wurzel der Spinat nach Europa verbrachten. Die Kultur des Spinats aus Spanien nach dem übrigen Europa und nach dem Norden man erwähnt ihn in den Jahrhunderten des 14. Jahrhunderts.

Reichlich stammt gleichfalls aus Spanien. Radix syria ist sein alter Name, und es waren die Römer, die den Beginn unserer Zeitrechnung im Museum in Wien befindet sich eine römische Tonlampe mit einem Relief, das einen Korb darstellt, in dem ein Brotlaib, ein Kruglein und ein Reisch befindet. Darunter steht: „Paupersis cenna, panem.“ (Die Mahlzeit des Armen, Brot, Wein, Reisch), Römische Reiche brachten ihn ins Rheinland.



Der Lauch kommt aus dem Osten. Juden und Aegyptier, Griechen und Römer, die ganze antike Welt, waren leidenschaftlich auf ihn. Würze erpicht. Er wird hinauf in den skandinavischen Norden mit ihm nicht unberührt. So sagt er habe sich von den Söhnen Gjuder das Gras übertrage. Weit über zu allen Zeiten noch als Heilmittel wirkte.

So stammt zum Beispiel die Bohne aus Amerika, und wir kennen sie demnach erst seit dem Spätmittelalter. Die Pythagorier überließen uns in ihren Schriften die Kenntnis von einer Bohne, und zwar der Saubohne (faba vulgaris). Diese Bohne finden wir schon in neolithischen Siedelungen in Kleinasien, Aegypten, Italien, Spanien; sie wird bereits in der Ilias erwähnt und in den Ruinen Trojas fand man ihre Kerne. Sie galt zu allen Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel und spielte bei den Totenopfern eine sehr bedeutsame Rolle.

Und wieder verirrte sich auch ein kultureller Mensch in diese Art Kneipen, denn der seltsame Töne wegen, die aus dem Raum und üblen Geruch herauskamen. — So verirrte sich auch einmal ein faher Kaufmann, in die Spelunke, gerade die beiden Knaben musizierten. Der Herr wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen. Zuerst taten sie störsch und hörten nur ihre Musik. Es muss allerdings eine seltsame Zigeunermusik gewesen sein. Noten kannten sie immer noch nicht; von den Meistern der Tonkunst hatten sie keine Ahnung, denn auch der Klang ihr Musizieren, wenn auch verwildert, voll Inniigkeit und biederer Jugendkraft. — Ihre Musik hatte sie weder dem verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin

tig ausbilden. Fin spielte die Geige; Streno ward ein tadelloser Pianist. Die Musik öffnete ihnen die besten Häuser der Stadt. Der Kaufmann war mächtig stolz auf sie. Er erwarb sogar den Gedanken, beide an Kindes Statt aufzunehmen, weil seine Ehe kinderlos geblieben war. Auch seine Frau sorgte wie eine gute Mutter für die beiden Jünglinge. Diese bewiesen vielfach ihre grosse Dankbarkeit, und dennoch blieben sie ihren Wohlthätern gegenüber innerlich fremd. Nicht ein einziger Mensch wurde zu ihrem Vertrauen erhoben; kein Mensch ward aus dieser seltsamen Freundschaft klug. Auch die schönsten Töchter aus vornehmen Familien schienen die beiden gar nicht zu beachten, obsonen sie längst das Reifealter erreicht hatten. Nur ihre Musik verriet täglich ihr überquellendes reiches Innenleben.

Ueber drei Jahre dauerte dieser Glückstand. Für etwas anders als für Musik interessierte sich keiner von beiden. Das reiche Ehepaar bewog sie zu ihrem ersten öffentlichen Konzert, obwohl weder Fin noch Streno das zwanzigste Altersjahr erreicht hatten. Allerdings schien der Erfolg nicht an der Unmündigkeit der Künstler zu scheitern. Der grosse Abend nahte. Schon aus Neugierde war der Saal gut besetzt. Viele Herrschaften der Stadt wollten doch einmal die beiden Jungen nicht nur hören, sondern auch sehen, von denen so viel Heilmliches und auch Unheimliches herumgemunkelt wurde. Das Konzert soll auch glänzend verlaufen sein. Besonders Fin habe mit seiner Meistergeige die Herzen der Hörer wirklich im Sturm erobert. Auch Streno soll als Begleiter tadellos gespielt haben.

Schon am Tage nach dem Konzert musste sich Fin zu Bett legen. Eine bis zur Stunde noch nicht bemerkte Lungenkrankheit, verbunden mit einem Nervenzusammenbruch, brach aus und führte den Jüngling unaufhaltsam dem Tode entgegen. Alle Mittel wurden angewendet, und keines half. Drei Tage vor seinem Tod bat Fin seinen Freund, der übrigens fast Tag und Nacht am Krankenbett wachte, um seine Geige.

Und jetzt ereignete sich das, was Streno um den Verstand brachte: der sterbende Fin spielte und spielte seine Seele aus. Mit Worten ist es nie möglich, zu sagen, wie diese Musik geklungen haben muss. Ich weiss nur, dass sämtliche Insassen des Hauses erschüttert und wie gelähmt waren, als Fin mit einem einzigen Akkord die Geige auf die Bettdecke sinken liess und seine letzte Kraft an einem plötzlichen Blutsturz brach. Drei Tage lang lag er noch da, bleich und mit geschlossenen Augen. Seine Rechte hielt die Rechte des Freundes umfasst. Man liess beide gewähren. Als aber nach drei Tagen die Hand Fins erkaltete, erob sich Streno aus einem tiefen Traum und warf sich mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei über den Toten. Ohnmächtig wurde er weggetragen.

Dies seltsame Ohnmacht dauerte tagelang — und als Fin schon in der Erde lag, kam Streno wieder zu sich — und doch nicht mehr zu sich: sein Geist war gestorben. Er musste in unsere Anstalt verbracht werden. Nichts als die Meistergeige seines Freundes begehrte er. Und ohne diese Geige kann er eben nicht weiterleben. Entsetzlich ist es anzuhören, wenn er selber zu geigen beginnt. Seit all den Jahren hat er keine Klaviertaste mehr angerührt; er scheint seine eigene Kunst ganz vergessen zu haben. Er versucht immer wieder die abgebrochene Melodie seines toten Freundes weiterzuführen.

Diese wahnwitzigen Versuche drängen durch die dicksten Mauern des Irrenhauses. Es liegt eine dämonische Kraft und übermenschliche Schauerlichkeit in diesen Tönen, die eigentlich keine Töne mehr sind. Es ist das Röcheln einer todwunden Seele; es ist die lautgewordene Idee eines Wahnsinns, der nicht sterben kann, bis er die letzten Töne seines toten Freundes wieder gefunden zu haben wähnt. Dieses Suchen, das einem Geunden die Ohren zerreisst, wird der arme Kranke nicht aufgeben können, bis er selber vom Tode erlöst sein wird. Die Erlösung wünschen wir alle, Gesunde und Kranke, nicht nur zu seinem, sondern auch zu unserm Heil. — Damit habe ich Ihnen die Lebensgeschichte unseres schwersten Patienten erzählt, soweit es mir nach meinen eingehenden Erkundigungen über Hans Streno möglich ist.

Mit diesen Worten schloss der Verwalter des Irrenhauses seinen ergreifenden Bericht. Kuno Christen